

Über die Literaturzeitung *GegenStand*

Vorgeschichte

Die Marburger Literaturzeitung *GegenStand* existierte von 1988 bis 1997. Während dieser Zeit erschienen achtzehn Ausgaben.¹ Die Anfänge der Zeitung reichen zurück bis in die Zeit um 1978, als der Einzelhandelskaufmann Willi Otto, der Agrarwissenschaftler Manfred (Matze) Schmidt und der Koch und Sozialpädagoge Willi Schmidt mit weiteren Bekannten im Ebsdorfergrund östlich von Marburg die Zeitung *Grundblick* gründeten. Das erklärte Ziel des dazugehörigen Verlages gleichen Namens war die Herausgabe einer lokal orientierten Zeitung im Gegensatz zur vorherrschenden kommerziellen, inhaltlich fremdbestimmten Presse. Der *Grundblick* erschien acht Jahre lang alle zwei Monate mit insgesamt ca. 30 Ausgaben, bis sein Erscheinen 1986 vor allem deswegen eingestellt wurde, weil seinen Betreibern die Lust daran ausgegangen war.

Otto, M. und W. Schmidt gründeten danach unter demselben Namen in der Gisselberger Str. 23 in Marburg eine ‚alternative‘, d.h. selbstverwaltete Druckerei. In diesem Kollektiv waren Otto als Drucker und M. Schmidt als Reprograph tätig, während Kundengespräche, Büroorganisation und Satz von W. Schmidt erledigt wurden. Bis 1988 arbeitete das Unternehmen *Grundblick* ausschließlich als Druckerei; seitdem als Gewerbebetrieb und Verlag. Die Druckerei siedelte 1989/90 in neue Büro- und Werkstatträume in der Wiesenau 3 in Marburg-Moischt über; der Verlag folgte 1990 nach. Die wirtschaftliche Basis des *Grundblick*-Verlags sind bis heute vorwiegend private Druckaufträge aus dem näheren Umland.

Die Literaturzeitung *GegenStand*, die 1988 gegründet wurde, stellte in gewisser Weise – nämlich hinsichtlich des programmatischen Ansatzes – eine Fortführung des *Grundblick* dar, wobei der entscheidende Antrieb zu diesem neuen Projekt von M. Schmidt (Bildredaktion) und W. Schmidt (Textredaktion) ausging.

„Die Idee, eine solche Zeitschrift zu konzipieren und gemeinsam mit anderen herauszugeben, existierte schon längere Zeit für Willi Schmidt und mich. Unsere Freundschaft und unsere gemeinsamen Interessen bezüglich Literatur, Theater, bildender Kunst etc. bewogen uns, nachdem wir mit der Herausgabe eines Stadtmagazins inhaltlich gescheitert waren, dazu, eine Literatur- und Kunstzeitschrift herauszugeben, da wir durch den Besitz von Druckmaschinen etc. plötzlich und eher ungewollt über die Produktionsmittel zur Herstellung einer solchen Zeitschrift doch relativ frei verfügen konnten. Damit bin ich offenbar Mitgründer des *GegenStand*. [...]“²

Ansätze

Eine Besonderheit und vermutlich ein nicht zu unterschätzender Grund, weshalb der *GegenStand* sich in dem von starker Fluktuation geprägten Medium der Literaturzeitschriften relativ lange behaupten konnte, war neben diesem Rückgrat aus langjähriger Freundschaft unter seinen Begründern auch die durchlässige, kollektive Arbeitsweise, die sowohl wirtschaftliche als auch ideelle Gründe hatte.

Das ausdrücklich nicht-elitäre Selbstverständnis prägte den *GegenStand* von Anfang an. Auf einem Handzettel, der 1987 im Raum Gießen-Marburg kursierte, hieß es:

¹ Das Format war schmales DIN A4 (28,5 x 17cm) mit zuerst 38 bzw. 34 Seiten (Nrn. 1-12), dann mit 46 Seiten (Nrn. 13-17). Die letzte Ausgabe umfaßte 68 Seiten.

² M. Schmidt im Dezember 1998 an C.H.

„Der alternative Grundblick-Verlag Marburg plant, ab 1988 eine vierteljährlich erscheinende Literaturzeitschrift mit Vertriebschwerpunkt Gießen/Kassel/Marburg herauszugeben. Sie soll als Forum für literarische Texte, Fotos und Zeichnungen – insbesondere von jüngeren Leuten – dienen und jeweils einen thematischen Schwerpunkt haben. Dazu werden noch Leute gesucht, die mitmachen wollen – sowohl redaktionell/organisatorisch als auch inhaltlich. Für die Zusammenstellung der Beiträge, konzeptionelle Fragen, Austausch, Kennenlernen soll vor Erscheinen der jeweiligen Nummer ein gemeinsames Wochenende durchgeführt werden [...]. Thema der ersten Nummer soll „Anfang“ sein. [...].“

Solche Formulierungen wie auch die Tatsache, daß vor allem in den Anfangsjahren etliche MitarbeiterInnen des *GegenStand* nie als BeiträgerInnen von Texten oder Bildmaterial, sondern ausschließlich als Redaktionsmitglieder in Erscheinung traten, machen deutlich, daß der *GegenStand* nicht – wie man vermuten könnte – in erster Linie eine Plattform für KünstlerInnen war, die für ihre Arbeiten keine andere Veröffentlichungsmöglichkeit gesehen hätten. Vielmehr kennzeichnet dies die zugrundeliegende Denkweise; daß nämlich eigene Initiative und Gemeinschaftsprojekte der zielstrebigsten Einzelgängerei und dem Konsum fertiger Produkte vorzuziehen seien. (Bis auf den Aspekt des Themenschwerpunktes wurde dieses Konzept auch bis zuletzt beibehalten, als in Nr. 18 versucht wurde, die Theaterarbeit des *GegenStand* in der Zeitung darzustellen.) Unter der Überschrift ‚Ankündigung einer Zeitschrift‘ heißt es im Vorwort des *GegenStand* Nr. 1/88 ebenso programmatisch:

„GegenStand, das bedeutet Äußerungen in Wort und Bild. GegenStand soll sein: Richtung ohne Vorgabe, Dichtung, Belichtung, verbundene Darstellung von Gegenständen, Für-Ständen, Zuständen, Vorgängen, Eindrücken, etc. GegenStand ist eine Zeitschrift im Sinne eines Forums für Gegenworte und Fürworte, Literatur, Texte, Gedichte, Fotografie, Zeichnungen und andere abbildbare künstlerische Ausdrucksformen. Unser kleinster Nenner in Bezug darauf, was wir gut finden, liegt nicht in Inhalt, Form oder einem anderen abstrakten Qualitätsbegriff. Was wir wollen, ist gemeinsam eine Zeitschrift im Sinne eines Forums zu erarbeiten, mit der möglichst viele von uns in möglichst hohem Maße zufrieden sind. Worum es uns allen, denke ich, geht, ist Wahrheit, in dem Grade, wie sie erreichbar ist, Einfachheit soweit möglich und Liebe, sofern nicht das Gegenteil oder ein anderes Gefühl da, überwiegend, richtig oder notwendig ist. GegenStand versteht sich als grundsätzlich für alles und alles offenes Forum, ohne Rücksicht auf Bekanntheitsgrad der Urheber/innen. Die Redaktion fordert nachdrücklich zum Einsenden von literarischen, fotografischen oder anderen künstlerischen Arbeiten wie auch zur aktiven Mitarbeit auf.“

Veröffentlicht wurden Prosa, Lyrik und dramatische Texte, außerdem Fotografien und Reproduktionen grafischer Beiträge. Es gab weder jemals einen einzelnen Herausgeber noch eine feste Redaktion, geschweige denn einen AutorInnenstamm. Die Besetzung wechselte sich von Ausgabe zu Ausgabe weitestgehend aus, wobei im Impressum grundsätzlich alle veröffentlichten AutorInnen und einige ständige *GegenStand*-Mitglieder vor Ort als Redaktion aufgeführt wurden. In diesem Zusammenhang läßt sich durchaus von einer AutorInnenzeitung sprechen.

Ein explizites ästhetisches Programm lag dem *GegenStand* dabei nicht zugrunde. Die allerdings spürbare stilistische ‚Linie‘, die vor allem von neuen Redaktionsmitgliedern mehrfach festgestellt wurde, hatte sich erst allmählich, d.h. durch das Zusammenwirken eines kontinuierlichen Redaktionsstammes mit persönlichen Vorlieben herausgebildet. Die einzige

erklärte Zielsetzung des *GegenStand*, freilich nie im Sinne eines Manifests schriftlich festgehalten, bestand darin, Texten und Bildern eine Öffentlichkeit zu verschaffen. Dies bedeutet jedoch nicht, daß es keine inhaltlichen Auseinandersetzungen gegeben hätte. Es war keineswegs so, daß alle eingereichten Texte veröffentlicht wurden (ein Grundsatz, der häufig bei nichtkommerziellen Literaturzeitschriften am Anfang steht). Auch außerhalb der offiziellen Zusammenkünfte wurden zum Teil sehr leidenschaftliche Diskussionen um Inhalt und Ausrichtung der Zeitung geführt, wie etwa in dem offenen Briefwechsel zwischen M. Schneider und Hippe im Spätsommer und Herbst 1990, dessen Themen bei einem außerordentlichen Treffen der Redaktion in Schneiders Marburger Wohnung auch allgemein diskutiert wurde.³

Den Initiatoren des *GegenStand* war also daran gelegen, ein nach allen Seiten offenes Forum zu schaffen, d.h. einen Einstieg für AutorInnen, die noch nicht oder erst wenig veröffentlicht hatten. In jedem Impressum wurde zu nicht themengebundenen Einsendungen eingeladen; es stand jedem und jeder frei, Beiträge einzuschicken, an Redaktionswochenenden oder Werkstatt-Treffen teilzunehmen. Die Redaktion war überdies bemüht, Kontakt zu AutorInnen und anderen Literaturzeitschriften herzustellen und zu fördern und sich auf diese Weise in das um diese Zeit bundesweit wieder auflebende Netz unabhängiger Literaturzeitschriften einzuklinken. Dies geschah beispielsweise durch Heftetausch (z.B. mit dem in Ostheim/Rhön erscheinenden *Sanitäter*), Präsenz bei einschlägigen Messeveranstaltungen, vor allem der Mainzer Minipressenmesse (s. Anhang A) oder durch das Abdrucken von weiteren Redaktionsanschriften (Nr. 13/94). Entsprechend erweiterte sich der Einzugsbereich, bis zuletzt auch deutschsprachige AutorInnen aus dem Ausland Beiträge einsandten. Neue AutorInnen, die die Redaktion durch ihre Anwesenheit belebten und erneuerten und sich an den anfallenden Arbeiten aktiv beteiligten, kamen auf unterschiedlichste Weise zur Redaktion. Eine große Rolle spielten hier natürlich ebenso wie bei der Gründung persönliche Kontakte und Mundpropaganda. Zauner kannte M. und W. Schmidt seit Mitte der achtziger Jahre von gemeinsamen Aufführungen mit dem Freien Theater Marburg her sehr gut. Er sprach seinerseits Voltmann in einem medienwissenschaftlichen Uniseminar an und lud sie ein, nachdem sie einen eigenen Text vorgetragen hatte. Zimmermann begegnete W. Schmidt erstmals auf einer Urlaubsreise. St. Schneider bekam einen der am Anfang in Umlauf gebrachten Flugzettel in die Hände. Lange gelangte über seinen Freund Herb zur Redaktion. Auf dem Weg über die Theaterarbeit kam auch Effing zum *GegenStand*, der die Freundin einer Klassenkameradin 1989 die Theatergruppe *GegenStand* als Anlaufadresse genannt hatte:

„Bei einer der Proben erfuhr ich von der Literaturzeitung ‚GegenStand‘, den Namen kannte ich anscheinend noch nicht, da ich mich noch deutlich daran erinnere, wie ich auf Willi Schmidts Tasche (hat er immer noch dieselbe?) schaute, in der er kramte, einen der ‚GegenStand‘ herauszuholen, um ihn mir zu zeigen, und ich die Vorstellung hatte, daß er irgendeinen Gegenstand (ein Ding oder sowas) herausholt.“⁴

Neben dem Theater waren es natürlich in erster Linie literarische Veranstaltungen, die den Bekanntheitsgrad des *GegenStand* verstärkten. Böhme, Döring und Plath lernten die Zeitung jeweils bei AutorInnenlesungen kennen; Kibermanis beteiligte sich 1994 mit Einsendungen am Form Fest, einem Marburger Literaturwettbewerb.

„[...] mein späterer Kollege Ambros Waibel saß in der Jury & hatte sehr für meine Texte plädiert, ich wurde zur Preisträgerlesung eingeladen & eine Woche später erreichte mich ein Brief der Literaturzeitschrift *GegenStand*, in der mir eine

³ Briefwechsel s. S. ##

⁴ Im Dezember 1998 an C.H.

inhaltliche & redaktionelle Arbeit angeboten wurde, die ich gerne & begeistert angenommen habe.“⁵

Einzelne Personen wurden hin und wieder gezielt angesprochen, wenn ihre Arbeiten jemandem aus der Redaktion aufgefallen waren. Böhme, Richter und Caliskan hatten Texte eingeschickt und wurden daraufhin zu Redaktionswochenenden eingeladen.

Nicht zuletzt gelegentliche Kleinanzeigen im *Expreß* (dem Stadtmagazin für Marburg und Gießen) oder im *Impressum* (einer in Essen erscheinenden, überregionalen Zeitschrift für AutorInnen) brachten der Redaktion Zuwachs. Auf diesem Wege hatte schon die Kernbesetzung der Zeitung (Gall, Kliem, M. und W. Schmidt) ihre erste Verstärkung in Gestalt von Herb erhalten; später kamen u.a. Hippe, Karsten, Hartge und Grobe auf diesem Wege zur Redaktion.

Das ausschlaggebende Motiv war für die meisten, daß sie in der Redaktion – nicht selten zum ersten Mal – auf Gleichgesinnte trafen, und das bedeutete: Austausch, Anregung, Resonanz.

„Die Bedeutung des GegenStand – genauer gesagt: ungefähr der ersten Hälfte der Existenz des GegenStand – für meine Arbeit als Autor ist sehr groß. Vor allem wegen dieser Gespräche – auch wenn sie nichts mehr direkt mit Literatur zu tun hatten – natürlich auch wegen des konkreten Austauschs anhand der Texte. Und weil ich ausschließlich beim GegenStand – und nirgends sonst in meinem bisherigen Leben – wenigstens einige Menschen getroffen habe, die mein Schreiben wirklich unterstützt und ernstgenommen haben.“⁶

„Ich wollte Kritik hören, andere treffen, an denen ich mich messen & mit denen ich diskutieren konnte, um mein bis dahin [bestehendes] literarisches Vakuum zu verlassen.“⁷

Die eigene Arbeit wurde von Dritten reflektiert, was Anerkennung oder konstruktive Kritik bedeutete; man konnte gemeinsame Projekte, z.B. szenische Lesungen, realisieren; die Zeitschrift und die Lesungen erweiterten das Publikum auf für Anfänger noch ungewohnte Ausmaße. Die werkstattartige Textarbeit erlaubte eine persönliche Weiterentwicklung, während die Präsentation der Texte vor Fremden Selbstbewußtsein und -bestätigung erzeugte.

„Meine Arbeit beim GegenStand hat für mich einen Raum für sachbezogene, auch kompetente Rückmeldungen bedeutet, den ich in meiner direkten Umgebung nicht fand. Außerdem machte ich bei Lesungen erste Erfahrungen, wobei ich die teilweise entstehende direkte Kommunikation der Texte mit dem Publikum manchmal sehr eindrucksvoll fand. Das gab dem Schreiben eine abstraktere Motivation. Ich verstand den Text oft nicht mehr als mein Produkt, sondern als Ausdruck vorhandenen Wissens. Dies war ein sehr fruchtbarer Ansatz.“⁸

„Die Arbeit beim „GegenStand“ hatte eine immense Bedeutung für mich, sie war der Beginn meiner künstlerischen Laufbahn, sowohl beim Schreiben als auch, was das Theater anbetrifft. Ich habe gelernt, mich Kritik auszusetzen, mich mit meiner Arbeit einer Öffentlichkeit zu stellen, habe schon zu Anfang Bestätigung & und fast schon so etwas wie Fürsorge bekommen, was mir gezeigt hat, daß ich auf dem richtigen Weg bin. Von der Literaturzeitschrift bin ich dann ans Theater geraten & habe mit

⁵ Im September 1998 an C.H.

⁶ W. Schmidt im Herbst 1998 an C.H.

⁷ Kibermanis im September 1998.

⁸ Zimmermann im Januar 1999 an C.H.

der Zeit gemerkt, daß es das ist, was ich machen will & was ich kann: Spielen & Schreiben.“⁹

Um für etwaige Interessierte möglichst attraktiv zu sein, bemühte sich die Redaktion, nicht den Charakter einer geschlossenen Gesellschaft zu haben, ihre Arbeit sollte leicht nachvollziehbar und allen zugänglich sein. Die gelegentliche Frage von potentiellen MitarbeiterInnen, wie man denn beim *GegenStand* mitmachen könne, wurde von der Redaktion regelmäßig mit Grinsen und Schulterzucken quittiert: dazu gehörte eben, wer regelmäßig kam und mitmachte. Ausschlaggebend hierbei waren das Interesse und das Engagement der ‚Neuen‘, wobei menschliche Sym- und Antipathien nicht ganz belanglos waren.

Ebensowenig, wie es formale Voraussetzungen gab, knüpften sich an die Mitarbeit formale Bedingungen; eine Veröffentlichung geschah unverbindlich (keine Druckkostenbeteiligung oder Mindestabnahme; die Rechte verblieben bei den AutorInnen) und wurden auch nicht entgolten. Diese Rahmenbedingungen – der Abdruck war weder so noch so eine Frage des Geldes – waren und galten in diesem Kontext als selbstverständlich und wurden z.B. im Vorwort nicht extra erwähnt. Ein Presstext zu der Gießener Lesereihe „Blauer Dienstag“ veranschaulicht das idealistisch bestimmte, auf Transparenz und Austausch abzielende Selbstverständnis des *GegenStand*:¹⁰

„[...] Mit der Veranstaltungsreihe soll ein früherer Einstieg und Einblick in die kreative Arbeit mit Sprache ermöglicht werden. Vorgestellt werden Texte, die – obwohl natürlich von ihren Verfassern kritisch geprüft und abgewogen – für Außenstehende neu sind, durch kein Verlagslektorat und keine Kommission abgesegnet oder verurteilt. Die jungen Autoren dieser Abende bieten echte Textpremierer an. Sie stellen ihre Arbeit vor und zur Diskussion. [...] (Die Lesereihe) soll für Vortragende und Zuhörer gleichermaßen anregend und ermutigend sein.“

Und weiter:

„[...] Damit möchten wir den Zuhörern Gelegenheit geben, die AutorInnen persönlich kennenzulernen und Gespräche über die Texte wie auch die Standpunkte moderner Literatur allgemein anregen. [...]“

Literatur war in dieser Zeitung etwas, das im Spannungsfeld von punkbestimmtem Dilettantismus und akademisch dominierter Literaturwissenschaft von allen praktiziert und hinterfragt werden konnte. Insofern sind die geistigen Wurzeln des *GegenStand* am ehesten in den Ausdrucksmitteln des literarischen Underground der sechziger und frühen siebziger Jahre zu finden.

Aus der geschilderten Arbeitsweise der Zeitung ergaben sich zwei Eigentümlichkeiten, die an dieser Stelle zu erwähnen sind: zum einen ein realistischer, vergleichsweise aber sehr hoher Frauenanteil (etwa die Hälfte aller MitarbeiterInnen am *GegenStand* im Laufe seines Erscheinens waren Frauen) und ergo ein ungewöhnlich hoher Anteil von Frauen geschriebener Texte bzw. angefertigter (foto-)graphischer Beiträge. Zum anderen profitierte der *GegenStand* bei relativer Abgeschlossenheit seines Erscheinungsortes von der universitären – nicht zwangsläufig akademischen – Prägung seines Umfeldes. Die ständige Fluktuation in der Redaktion war quasi vorprogrammiert und sorgte für die nötige Belebung, die abgewanderten Redaktionsmitglieder stellten an ihren neuen

⁹ Kibermanis im September 1998.

¹⁰ S. Anhang A.

Wohnorten (vor allem Kassel, Frankfurt und Würzburg) weitere Querverbindungen her. Aufgrund solcher persönlicher Kontakte blieb der *GegenStand* nicht auf seine unmittelbare Umgebung beschränkt und war keine Marburger Literaturzeitschrift im engsten Sinne, sondern er machte auch AutorInnen aus anderen Landstrichen Deutschlands bzw. anderen literarischen Kreisen publik.¹¹ Über die Jahre hinweg betrachtet, läßt sich der *GegenStand* als regelrechter Brennpunkt sehr mannigfaltiger Kontakte und Verbindungen bezeichnen. Die unterschiedlichsten Aktivitäten gingen aus dieser Schnittstelle hervor – Lesungen, Theateraufführungen und Ausstellungen – und umgekehrt erwies sich der *GegenStand* als Literaturzeitschrift und erst recht als Theatergruppe als beständiger Anziehungspunkt für Leute, die an einer eigenverantwortlichen, semiprofessionellen Arbeit interessiert waren bzw. sind (s. Anhang A).

Rückblickend haben die Zeit mit und die Arbeit am *GegenStand* bei vielen der Beteiligten eine Funktion einer Orientierungsphase gehabt, der erstmaligen Identifikation und weiteren Wegbestimmung.

„Der GegenStand hat für meine künstlerische Entwicklung eine große Bedeutung. In dieser Gruppe fand ich zum ersten Mal Menschen, die meine Ausdrucksform als Kunst gesehen haben, mit denen ich mich darüber austauschen konnte. Auch zu meiner heutigen Ausdrucksform, dem Theater, hätte ich ohne diese Erfahrung wahrscheinlich nicht gefunden. Insofern hatte die Literaturgruppe GegenStand die wichtige Rolle, [mich als] künstlerisch im stillen Kämmerlein Tätige ins Licht zu holen, zu ermutigen, an die Öffentlichkeit zu treten. Manchmal wurden dabei Grenzen der Intimität überschritten, [...]. In vielen Fällen hat es aber zu einer starken künstlerischen Entwicklung geführt.“¹²

In einzelnen Fällen reichte der Einfluß der literarischen Arbeit bis zur beruflichen Orientierung:

„Da ich die Mitarbeit beim GegenStand auch in meinem Lebenslauf erwähnt habe, gab es immer wieder Vorstellungsgespräche, in denen ich auf diesen Punkt positiv angesprochen wurde.“¹³

Die niedrige Zugangsschwelle, auch Folge des in der hiesigen Gesellschaft fast Allen zugänglichen Ausdrucksmittels der geschriebenen Sprache, (im Gegensatz etwa zu den bildenden Künsten oder der Musik, bei denen der handwerkliche Aspekt als Prämisse den denkbaren Personenkreis von vornherein einschränkt) führte bisweilen eher exzentrische Persönlichkeiten in die Redaktion. So verwundert einen die stehende Bemerkung kaum, ob man nicht einmal alle der sonderbaren Begleitschreiben in einer Sondernummer versammeln solle ...? Andererseits herrschte durchaus ein gewisses Einverständnis, daß kreative und künstlerische Arbeit immer auch dem Ausdruck anderweitig nicht zu bewältigender und im materiell geprägten Alltag unterdrückter Konflikte und Fragestellungen diene – und menschliche Probleme somit Teil genau dieser Arbeit wären.

Daß sich im Laufe der Jahre eine Konzentration gewisser, vor allem technischer Kenntnisse und somit Machtwissen auf einzelne Redaktionsmitglieder nicht vermeiden ließ, ist weniger für den *GegenStand* charakteristisch als vielmehr für den Typ von alternativem, selbstverwirklichendem Projekt, zu dem er zweifellos gehörte. Das gleiche gilt auch für den Umstand, daß sich im Redaktionsstamm über längere Zeit nur solche Mitglieder behaupteten,

¹¹ Insbesondere Dagi Bernhard, Bianca Döring, Tanja Dückers, Betti Fichtl, Hel, Dr. Treznok, Aglaja Veteranyj, Manfred Wieninger u.a..

¹² Scharpff im Herbst 1998 an C.H.

¹³ Voltmann im August 1998 an C.H.

die als AutorInnen und MitarbeiterInnen engagiert und präsent waren, ihre Betätigung ernst nahmen und als genau das auffaßten, was sie letzten Endes war: Arbeit zum Spaßvergnügen und ohne Entgelt.

Trotz seiner proklamierten Offenheit war der *GegenStand* allerdings zu keiner Zeit eine beliebige Massenveranstaltung, in der die Einzelnen austauschbar gewesen wären. Dies wurde vor allem immer dann merklich, wenn engagierte MitarbeiterInnen sich zurückzogen, aus welchen Gründen auch immer. Wie alle Projekte, die immer wieder auch stark von einzelnen Persönlichkeiten geprägt werden, war die Entwicklung der Zeitung sehr eng an die Wünsche und Neigungen einzelner Beteiligter geknüpft. So nahm der hohe Anspruch, ein Forum für AnfängerInnen zu sein, naturgemäß in dem Maße ab, in dem die Redaktionsmitglieder älter wurden und ihren eigenen Stil – auch durch die Arbeit an der Zeitung – immer selbstbewußter entwickelten, sich also selber immer weiter vom Anfängerstadium entfernten. Das Bedürfnis, die eigenen Fähigkeiten gezielt auszubauen, überwog langsam, aber unübersehbar den altruistischen Ansatz, bei dem die eigenen Energien für oft völlig Fremde eingesetzt wurden, ohne daß dies gebührend anerkannt wurde. Die zunehmende Bewußtwerdung über individuelle Prioritäten war es letztlich auch, die die Fortführung des *GegenStand* unter den gewohnten Vorzeichen unmöglich machte: Die sich formierenden künstlerischen Persönlichkeiten waren nicht mehr „unter einen Hut“ zu bringen. Zu den Verfallserscheinungen gehörten außer dem Mangel an Nachwuchs, der sich in den zusehends fester zusammenwachsenden Redaktionsstamm hineingefunden hätte, also die zunehmende Betriebsmüdigkeit, auch Frustration, der Redaktion, in der viele keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr für sich sahen, zugleich aber der fortdauernden Basisarbeit für Dritte überdrüssig geworden waren. Nach oftmals vielen Jahren im kulturellen Unter- oder zumindest Hintergrund machte sich der Wunsch nach mehr öffentlicher Anerkennung bemerkbar. Die Selbstzufriedenheit der subversiven Kulturschaffenden alleine reichte als Motivation nicht mehr aus.

„Gestört hat mich vor allem der nicht vorhandene Blick auf die Möglichkeiten, die diese Zeitschrift hätte bieten können, wenn es gelungen wäre, dieselbe konsequent weiterzuentwickeln, d.h. sie ist letzten Endes an einem bestimmten Punkt stehengeblieben und hat sich eben nicht weiterentwickelt. Natürlich sind immer mal wieder neue Autoren dazugestoßen und konnten neue Impulse geben, bestimmte Autoren haben sich weiterentwickelt, doch wirklich weiterentwickelt wurde die Zeitschrift nicht, ich denke vor allem deshalb nicht, weil bei ca. 95% der Beteiligten die Veröffentlichung von eigenen Texten im Vordergrund stand und nicht die Zeitschrift als solche. Eben der übliche Konflikt zwischen individuellem und gemeinsamem Tun. Ebenso fehlte völlig der Blick auf die ökonomische Situation der Zeitschrift, ein Jammer bei den Möglichkeiten. Dennoch hat das Konzept des *GegenStand* mit der Gruppenredaktion und den damit einhergehenden Begleiterscheinungen neben all dem Negativen auch etwas Liebenswertes, Unvollkommenes erhalten und behalten.

Zurückgezogen habe ich mich vor allem deshalb, weil ich mich von der Fotografie abgewandt und mich mehr der Schauspielerei und der Regie zugewandt habe.“¹⁴

Das Theater *GegenStand* wurde von den Nichtbeteiligten zusehends als störende Konkurrenz empfunden. Die große Anziehungskraft des Theaters lag neben der noch stärker interaktiven Arbeitsweise u.a. darin, daß es ein weitaus größeres Publikum erreichte und anders als ein Druckerzeugnis nie mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen hatte. Heute zeigt sich sogar, daß das berühmte Marburger Sommerloch – in einer Universitätsstadt besonders ausgeprägt – für das Theater in der Waggonhalle als einzigen Kulturanbieter in der Touristensaison keine

¹⁴ M. Schmidt im Dezember 1998.

Gültigkeit hat. Mangelnder Zuspruch war für Zauner einer der Gründe, sich vom GegenStand zu distanzieren, während Hippe, Scharpff, M. Schmidt und Waibel allmählich ganz zum Theater wechselten. Wer wie z.B. Grobe oder Hartge etwas abseits vom Marburger Geschehen wohnte und zudem nicht in die Theaterarbeit eingebunden war, konnte sich etwas ‚außen vor‘ fühlen, erst recht, als es ab Januar 1995 keine Redaktionswochenenden in Klausur und außerhalb Marburgs mehr gab. Von den in Marburg Ansässigen wurde die – auch emotional – sehr enge Bindung der Redaktionsmitglieder untereinander wiederum als zunehmende Belastung empfunden, namentlich dann, wenn eine unvoreingenommene Textarbeit dadurch erschwert wurde.

Eine gewisse Professionalisierung der Arbeitsweise war vordergründig Ausdruck sich verändernder Ansprüche, ging jedoch schleppend vonstatten und war noch wiederholt Anlaß zu unbefriedigenden, weil fruchtlosen Diskussionen. Äußerliches Anzeichen der nachlassenden Begeisterung waren größere Erscheinungsintervalle.

1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997
3	3	3	1	1	0	2	2	2	1

Nachdem 1993 zum ersten Mal gar kein *GegenStand* erschienen war, bemühten sich 1994 Kraft, Seeg, von Schmude und Micha (?) um die Wiederaufnahme der Konzeptdiskussion. Zentrale Punkte waren hier die Zuweisung bestimmter Verantwortlichkeiten, feste Erscheinungstermine, Pflichtabnahme gegen Vorkasse durch die Redaktionsmitglieder, um wenigstens den Druck beim Grundblick zu bezahlen, regelmäßige Treffen alle zwei bis vier Wochen, Aufbau einer Literaturwerkstatt, um Textarbeit zu gewährleisten. Aber erst 1995 gewann die Debatte über die äußere Gestaltung der Zeitung ein ausreichendes Gewicht. Der innerliche Stimmungswandel schlug sich nun im äußeren Erscheinungsbild nieder.

„[...] Nach Gesprächen mit einigen Leuten scheint mir Übereinstimmung zu herrschen in dem Punkt, überhaupt etwas zu verändern. Insgesamt besteht wohl eine Tendenz, das Layout des Innenteils im Wesentlichen beim Alten zu belassen, den Umschlag und v.a. die Titelseite neu zu gestalten. Eine Anregung von Willi, die ich auch recht gut finde, ist die der Bindung des Heftes (wie bei handelsüblichen Zeitschriften, z.B. *Brigitte*, *Natur* usw.).

Zentral bei der Titelseite ist das Logo – ich könnte mir z.B. ‚GegenStand‘ in schwungvoller Handschrift vorstellen; welche Ideen habt Ihr dazu? Desweiteren stellt sich die Frage, ob wir auf der Titelseite eher gestalten, z.B. durch grafisch interessante Strukturen, oder ob wir ein Kunstwerk daraufsetzen, eine Fotografie oder einen Druck. Man könnte auch ein farbiges Tonpapier als Umschlag nehmen und dies lediglich mit dem Logo bedrucken....

Die Entscheidung sollte eigentlich von unserem zukünftigen Konzept abhängen. Die Frage ist also: Wen wollen wir ansprechen, wer sind die potentiellen Käufer, wo wird der GegenStand ver- bzw. gekauft, wie machen wir daraus einen Blickfang, etwas Interessantes??

So viele Fragen, noch wenige Antworten, [...] (damit wir) einen möglichst breiten Konsens erhalten und uns alle mit den nächsten Heften identifizieren können. [...]"¹⁵

Ab Nr. 15/95 wurde der Einband in der Tat nicht mehr mit einem meist schwarzweißen Umschlagmotiv und farblichen Akzenten, sondern einfarbig und mit einem organisch wirkenden Design klassischer gestaltet; das alte, graphische Logo der Nrn. 1/88-14/95 wurde von einem schlichten Schriftzug in einem konservativen Serifenfont ersetzt. Statt mit

¹⁵ Scharpffs Rundschreiben vom 5. Juni 1995

Klammerheftung erschien der *GegenStand* jetzt mit einer Klebebindung. 1997, bei der letzten Ausgabe, wurde auch dieses Konzept modifiziert: Der Umschlag zeigt in Schwarzweiß einen Fotoindex mit den Standfotos einer Theaterproduktion, auch ein Hinweis auf den inhaltlichen Bezug dieser Ausgabe zur Arbeit des Theater *GegenStand*. Das Konzept, das zu dieser Zeit für weitere Ausgaben vorlag und wie üblich per Rundschreiben der Redaktion vorgestellt wurde, wurde jedoch nicht mehr realisiert.¹⁶

Zu den Neuerungen gehörte auch die Einführung eines festen Redaktionsschlusses mit Nr. 15/95. Im Sommer desselben Jahres führte die Stammredaktion eine Aufgabenzuweisung ein (Grobe: Lesungen; Kibermanis: Öffentlichkeitsarbeit; Scharpff: Büro/Infos und Werbung; W. Schmidt: Finanzen; Waibel: Vertrieb). W. Schmidt regte zudem mit einem ausführlichen Beitrag die Bildung eines AutorInnenverlages an.¹⁷ Während die Bildbeiträge im Impressum von Anfang an mit Seitenangaben ausgewiesen worden waren, wurden die AutorInnen erst ab Nr. 13/94 in einem Inhaltsverzeichnis an derselben Stelle aufgeführt. Eine weitere Veränderung bestand darin, den AutorInnen jeweils Druckfahnen zur Korrektur zuzuschicken, um damit die beträchtliche Druckfehlerquote spürbar zu vermindern. Das Zugeständnis des andernorts obligaten AutorInnenspiegels – in dem das Inkognito der Beitragenden der konkreten Identifikation weicht, ein Tribut an das Geltungsbedürfnis der AutorInnen – führte der *GegenStand*, der von Anfang an ein eher kollektives Selbstbewußtsein gehabt hatte, erst in seiner letzten Ausgabe ein.

Das Ende der aktiven Mitarbeit beim *GegenStand* kam für viele Redaktionsmitglieder unabhängig von internen Schwierigkeiten mit biographischen Veränderungen wie Heirat oder Kinder, die einen Umzug erforderlich machten oder einfach viel von der benötigten Energie abzogen. Vor allem ersteres war eine Veränderung, wie sie die akademische Ausbildung fast zwangsläufig mit sich bringt: St. Schneider nahm ein Studium in Kassel auf, Voltmann wechselte nach Mainz, Plath nach Münster, Böhmes Verbindung zur Redaktion riß nach einem längeren USA-Aufenthalt ab, Zauner und Meyer hörten in ihrer Diplomzeit ganz zu schreiben auf, Karsten zog nach Studienende nach Pappenheim, Hippe nach Berlin, Hartge nach Aachen. Oft hatte auch die (erste) regelmäßige Berufstätigkeit das Ende der redaktionellen Mitarbeit zur Folge, ein Umstand, der z.B. bei Burkhardt, Richter und M. Schneider eine Rolle spielte.

Oft vollzog sich die Distanzierung aber auch allmählich und ohne konkreten Anlaß:

„Direkt ausgeschieden bin ich nicht, der Literaturzeitung mangelte es an Menschen, die sie vertrieben & seine eigenen Texte desinteressierten Studenten auf dem Weg zur Mensa aufzudrängen, dazu fühlten sich wenige – mich eingeschlossen – berufen, daher wurde die Zeitung immer mehr zum Minusgeschäft & versandete allmählich. Mein Interesse an inhaltlicher Arbeit & am Schreiben war ungebrochen.“¹⁸

„Ausgeschieden bin ich in dem Sinne nie; ich fand nur am Ende immer weniger den Austausch und auch als Veröffentlichungsmöglichkeit wurde es unbefriedigend, weil ich zunehmend fast nur noch längere Sachen schrieb. Der Austausch litt glaube ich dadurch, daß zu viele Leute neu dazu kamen, die sich vor allem gedruckt sehen wollten, deren Eitelkeit größer war als die selbstkritische Beschäftigung, die ‚Arbeit‘ mit den Texten. Leider habe ich diesen Leuten gegenüber auch selbst nicht konsequent genug gehandelt und somit wurden zuviele Kompromisse gemacht.“¹⁹

¹⁶ W. Schmidts Rundschreiben vom 30. Januar 1997 (Neuer *GegenStand*) s. S.##

¹⁷ W. Schmidts Rundschreiben vom 15. Juni 1995 (AutorInnenverlag) s. S.##

¹⁸ Kibermanis im September 1998.

¹⁹ W. Schmidt im Herbst 1998.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß eine über ein Jahrzehnt andauernde Bindung an den *GegenStand* eher die Ausnahme darstellt, wenngleich die Tatsache, daß der Abschied vom Ort nicht zwangsläufig das Ende der persönlichen Bezüge bedeutete, einiges über die Beschaffenheit dieser Bindungen aussagt – wie auch der Umstand, daß sich wie Hippe oder Knück manche nur vorübergehend verabschiedet haben.

Stellvertretend für viele andere Redaktionsmitglieder läßt sich Zauners Abriß übers seine Mitarbeit beim *GegenStand* lesen:

„Durch gemeinsame Aufführungen mit dem Freien Theater Marburg bestand Mitte der 80er Jahre ein enger Draht mit Matze und Willi Schmidt. Dann versuchten wir´s einige Jahre journalistisch mit dem Rundblick und irgendwann war die Idee einer literarischen Zeitschrift da. So war ich vom Beginn an dabei. Ich hatte einige Prosa in Kisten, Gedichte weniger, und ein wenig Lust, dies zu veröffentlichen.

Dabei reizte mich besonders, meine Texte zu lesen (vor Publikum), weniger sie abzudrucken, da meine Texte (z. B. Selbstportrait, Im Vorbeigehen) stark von Betonungen, Mimik, meiner Person geprägt sind.

So haben die gemeinsamen Lesungen mit Manfred Kasper – damals ein sehr guter Freund – im Café am Steinweg richtig Spaß gemacht. (Das Café war sogar proppenvoll!) Ich glaube, nach dem fünften Heft bin ich ausgestiegen, aus mehreren Gründen.

Ich schrieb zu der Zeit kaum noch literarisch, dafür sehr viel journalistisch, ich kam in die Examenszeit, wurde Vater, stellte fest, daß sich die Hefte zunehmend schleppender verkauften und fand auch das Abgedruckte mancher AutorInnen nicht besonders gelungen, um dabei sein zu wollen. Denn der eigentliche Impuls kam 1988 aus einem gemeinsamen Wochenende in Eschwege. Da war ein Gefühl, mit einigen interessanten Leuten etwas Gemeinsames, kein Sammelsurium, zu machen.“²⁰

Arbeitsweise

Die räumliche und personelle Nähe der Grundblick-Druckerei ermöglichte es, die Zeitung herzustellen, ohne daß die Kostendeckung bis ins letzte Detail geklärt sein mußte. Die Redaktion genoß durch die enge persönliche Verbindung zur Druckerei einen großzügigen Vorschuß, der nie geprüft, geschweige denn eingefordert wurde. Die technische Ausrüstung stand parat, und die einzelnen Ausgaben wurden von Otto aus persönlicher Gefälligkeit ‚nach Feierabend‘ gedruckt. Im Vorwort der Nr. 6/89 äußerte er sich selbstironisch über seine Rolle:

„Statt eines Vorwortes:
Anmerkung des Druckers: ERGUSSMUSS.
Ich Armer
Drucker
muß schauen
trüben Auges
gar oft merksam eigensinniges Zeug
Selbstgefällig
Schwer
Wirr und Warr
Gehirn-Blähung
Schwangeren
Erguß-

²⁰ Im Januar 1999 an C.H.

Muß!“

Die Herstellung der einzelnen Hefte wurde, soweit möglich, von den Redaktionsmitgliedern selbst erledigt. Dazu gehörten das Eingeben und Setzen/Layouten der Zeitung in den Räumen des Grundblick, nach dem Druck das Zusammentragen und Heften der einzelnen Exemplare sowie das Beschneiden der Hefte auf ihr endgültiges Format.

Der Vertrieb der Hefte wurde, so weit er denn tatsächlich stattfand, ebenfalls von der Redaktion übernommen. Die Auflage betrug 500 Ex., von denen jeweils ca. 300 Ex. verkauft wurden (zur Frage des Vertriebs s. auch S. ##).

Um Zugang zu öffentlichen Fördermitteln zu erhalten, gründete sich 1991 der Verein zur Förderung der Kommunikation e.V., kaum mehr als eine Rechts-, niemals Arbeitsform im strengeren Sinne. Die damit verbundenen Formalitäten (regelmäßige Sitzungen mit Tagesordnung, Protokollführung etc., Personalhierarchie mit Vorstand, Kassenwart, etc.) hätten sich auf die künstlerische Arbeit aller Wahrscheinlichkeit nach lähmend ausgewirkt. Auf der anderen Seite brachte die Eigenschaft des gemeinnützigen Vereins der Zeitung allerdings auch nicht die erhofften finanziellen Vorteile. Ein Antrag auf Förderung beim Gießener Kulturamt beispielsweise wurde bereits im Herbst 1989 mit der Begründung abgelehnt, das allgemeine Interesse an einer Literaturzeitschrift sei insgesamt als eher gering einzuschätzen und das Projekt daher nicht förderungswürdig. Der Mangel an öffentlicher, d.h. kommunaler Unterstützung war eine Erschwernis, die die Zeitung während ihres ganzen Bestehens begleiten sollte. Im Vorwort zu Nr. 7/90 äußerte W. Schmidt sich ungeschönt zu diesem Sachverhalt:

„Vor etwa 2 Jahren erschien der erste *GegenStand*. Ein Experiment. Unsicher in der Finanzierung. Vom Konzept nur festgelegt auf kollektive Zusammenstellung des Inhalts bei größtmöglicher Beteiligung der Autor/innen. Ein Forum. Es ist ein Experiment geblieben. Lebt von der Kreativität derer, die sich am Redaktionswochenende treffen und die Zeitung zusammenstellen. Lebt ökonomisch von Werbung, Verkauf, vom Grundblick-Verlag, vom Einsatz einzelner. Nicht von öffentlicher Förderung. Die Kulturpolitik der Stadt Marburg: kleingeistig, versteckt hinter der studentischen Fassade. Kulturförderung heißt bei diesen Leuten: Förderung für ausgewählte Veranstaltungsorte. Beziehungen muß man haben. Das Aufspüren, Fördern, Raum geben zum Ausprobieren, zum Entwickeln für junge Künstler/innen interessiert diese Leute einen Dreck. Nun; sie sind ja auch Teil eines Apparates, der die individuelle Kreativität des Menschen systematisch vernichtet. Die Arroganz: „Wir fördern schon zwei Literaturvereine.“ [...] Meine Konsequenz: unabhängig von diesem kleinbürgerlichen Klüngel weitermachen. Sich wehren gegen die Glättungsversuche des Apparates, der sich manchmal auch Kulturamt nennt.“

Aus praktischen Gründen trat die Redaktion einer *GegenStand*-Ausgabe, jeweils ca. zehn bis zwölf Personen, je Nummer nur ein einziges Mal zusammen, um die zu verwendenden Texte aus den Einsendungen und anderen eingereichten Arbeiten auszusuchen (von unzähligen kleineren Arbeitstreffen oder gemeinsam verrichteter herstellerischer Arbeit abgesehen). Diese Treffen wurden zumeist in abgelegenen Tagungshäusern oder Jugendherbergen im hessischen Hinterland abgehalten. Sie dauerten in der Regel von Freitagnachmittag bis Sonntagmittag. Ab Anfang 1996, nach der Inbetriebnahme der Waggonhalle, wurden die Redaktionswochenenden auch in Marburg bzw. Wittelsberg abgehalten, mehrfach im Tagungshaus in der Waggonhalle selbst. Dies war jedoch ungünstig für die erforderliche konzentrierte Arbeitsweise, da die gemeinsamen Besprechungen durch die An- und Abreise einzelner Redaktionsmitglieder sehr unruhig wurden. Für die Gruppendynamik und die fruchtbare Zusammenarbeit war es besser, wenn die Redaktion geschlossen in Klausur ging,

was mit den zunehmenden beruflichen und familiären Verpflichtungen der Redaktionsmitglieder jedoch immer schwieriger zu realisieren war. Die vorherrschende Stimmung bei einem Redaktionswochenende charakterisierte I. Meyer im Vorwort zu Nr. 3/88 folgendermaßen:

„Ein Eindruck eines solchen Wochenendes (zum Glück nur zeitweise):
Hitzkopfdampf
Und Hetz; Herz
Die unerläßlichen
Mengen Kippen und Kaffee; Dampf
Kreischende Gedanken
Fleischfressende; Krampf
Wortkampf
Kampfwort Dampf und die
Notwendigen
Sympathien
Bindungen festziehende; Schere
Unruhe der aufrollenden
Endstücke; Verwicklung
Zittern Wirren in der Luft
Stickige; Ärger
Nervt, Adern prall
Blut immer voller
Schneller rast endlich
Pause“

Auf dem Wochenende wurden nach der Ankunft und Begrüßung am Freitagabend bzw. in der Nacht zum Sonnabend die eingeschickten Manuskripte durchgegangen. Der Sonnabend war den Texten der Redaktionsmitglieder vorbehalten. Zuerst wurden die Texte auf Gruppen von drei bis vier Personen verteilt, die sie unter sich lasen, eine Vorauswahl trafen und ihre Favoriten dann den Anderen vorstellten. Später, als das zu bewältigende Volumen an Manuskripten stark zugenommen hatte, war dies Verfahren aus Zeitgründen nicht länger durchzuhalten; die eigenen Manuskripte sollten gegenüber den Einsendungen in puncto Aufmerksamkeit und Zeitaufwand nicht zu weit ins Hintertreffen geraten. Deshalb wurden die Einsendungen für jedes voraussichtliche Redaktionsmitglied kopiert oder zum Kopieren in der Waggonhalle ausgelegt, so daß es theoretisch möglich war, sie vor dem Wochenende gelesen zu haben. – Die Debatten, die von den TeilnehmerInnen unter Aufbietung aller jeweiligen rhetorischen Möglichkeiten geführt wurden und oft hitzig verliefen, zogen sich meist bis tief in die Nacht hin. Dabei spielten gesellige Pausen mit Spaziergängen und gemeinsamen Mahlzeiten nicht zu kurz.

„Die Erinnerung ist vor allem die an die nächtelangen Gespräche bei Bier und Wein, losgelöst vom sonst so dominanten Alltag. Daß sich das mit persönlichen Beziehungen vermischte, Freundschaften und Liebschaften entstanden, blieb nicht aus. Und gehört sicher zu den schönsten Erinnerungen.“²¹

Die Bilder wurden von Anfang an von einer separaten Bildredaktion ausgewählt, die unabhängig von der Textredaktion arbeitete und ab Nr. 3/88 im Impressum auch namentlich ausgewiesen wurde.

²¹ W. Schmidt im Herbst 1998.

Am Sonntagmorgen wurde in der Regel noch Organisatorisches abgesprochen, Termine für das Layouten (das Eingeben wurde, bevor die Mehrzahl der Texte auf Diskette verfügbar wurde, in der Regel von W. Schmidt und ggf. den Grundblick-Praktikantinnen erledigt, die teilweise zur Redaktion gehörten) und für evt. Präsentationsveranstaltungen.

Die einstimmig positiven und außerordentlich nachdrücklichen Erinnerungen an die gemeinsam verbrachten Wochenenden ziehen sich wie ein roter Faden durch die Reminiszenzen der ehemaligen Redaktionsmitglieder und stellen so etwas wie einen gemeinsamen Nenner dar:

„Wir haben unsere Texte vorgelesen und endlos diskutiert, welcher veröffentlicht werden sollte und welcher nicht. [...]

Seit der Zeit kann ich auch kein Silberfischchen mehr ansehen, ohne sofort an das Silberfischchen zu denken, das die endlose Erzählung von Willi Schmidt²² wie ein roter Faden durchzog. Außerdem habe ich mich nach so einem Wochenende jedes Mal gefragt, was (ob?) Kreative produzieren würden, wenn man ihnen Kaffee und Zigaretten entzöge.“²³

„Ein Aufeinanderhocken auf engstem Raum, was immer auch bedeutete, sich einer teilweise sehr harten Kritik zu stellen, sich damit auseinanderzusetzen, immer wieder der Ansporn, seinen Schreibstil zu vervollkommen. Und das alles in einer Atmosphäre mit Lob & Spaß & alkoholisierten Endlosdiskussionen. Mir haben diese Wochenenden immer sehr viel neuen Antrieb gegeben & meist habe ich in den Tagen danach sofort wieder geschrieben.“²⁴

Eine immer wiederkehrende Problematik dagegen war die Organisation des Vertriebs. Wie bei allen Literaturzeitschriften war dieser auch beim *GegenStand* ein leidiges, weil nicht dauerhaft zu lösendes Problem. Eng daran gebunden war natürlich die Finanzierung der Zeitung, die nie zuschußfrei lief, wobei die Zuschüsse wie gesagt in Form von nicht abgerechneter Arbeit des Grundblick bestanden. Daß die Zeitschrift keine ISSN hatte, also nicht regulär über den Buchhandel zu beziehen war, war ein regelmäßig diskutierter Punkt. Sieht man davon ab, daß eine ISSN außer zusätzlichen Kosten und Aufwand an der pekuniären Situation der Zeitung vermutlich nicht viel geändert hätte, wäre dies ein eindeutiger Schritt hin zu einer Kommerzialisierung gewesen, die der Redaktion offensichtlich nie ausreichend erstrebenswert erschien. Der *GegenStand* blieb trotz komplexer Vorschläge im Verkauf weitestgehend auf den Marburger Raum bzw. die Wohnorte der Redaktionsmitglieder beschränkt.²⁵

Im Vorfeld wurden die geschätzten Druckkosten für jede Ausgabe so weit wie möglich durch das Anzeigengeschäft finanziert. Einzelne Redaktionsmitglieder akquirierten bei einschlägig als Anzeigenkunden bekannten Geschäften in Marburg und Gießen Anzeigen von in der Regel ¼ Seite. Zum Teil lag das erschienene Heft dann auch in diesen Geschäften zum Verkauf aus.

Den unmittelbaren Verkauf übernahmen ebenfalls Redaktionsmitglieder. Bei Lesungen wurde der *GegenStand* auf Büchertischen, später auch an der Theaterkasse der Waggonhalle angeboten. Der Lesungsverkauf lief praktisch von selber – und wenn nicht, war zumindest niemand persönlich getroffen. Aus diesem Grunde wurden mit Nr. 12/94 auch Präsentationslesungen fest eingeführt (dann regelmäßig für die Nrn. 14/95-18/97), bei denen

²² „Zerbrochene Zeit“, aus der in den Nrn. 1 bis 4, 14 und 15 Vorabdrucke erschienen. S. auch Schmidt, Willi, unter *Zu den AutorInnen*.

²³ Voltmann im August 1998.

²⁴ Kibermanis im September 1998.

²⁵ W. Schmidts Rundschreiben vom 28. November 1994 (Vertrieb) s. S.##

das neu erschienene Heft von den AutorInnen selber vorgestellt wurde, meist mit einer anschließenden Benefizparty, deren Reingewinn wiederum zur weitgehenden Finanzierung der nächsten Nummer diente.

Ansonsten wurde der *GegenStand* regelmäßig im Handverkauf auf der Marburger Mensabrücke oder vor der Mensa des Gießener Philosophikum angeboten; Anlässe, bei denen sich denkwürdige Gespräche entspinnen konnten (außer dem häufigen „Bist du da auch drin?!“ auch einmal „Wo gegen seid ihr?“ – Die Antwort gab I. Meyer im Vorwort der Nr. 3/88: „Gegen Stand und Stagnation“). – Eine andere Variante war der Verkauf bei abendlichen Kneipenrundgängen.

Weniger aufreibend, aber auch mit einigem Einsatz verbunden war das Kommissionsgeschäft. Die Hefte, die in diversen Marburger und Gießener Geschäften auslagen, wurden jeweils bei Erscheinen der neuen Ausgabe abgerechnet, wobei die Einzelhändler einen Rabatt von ca. 30% erhielten.²⁶ Auch diese Maßnahme diente mehr dem Zweck, die Zeitung zumindest im lokalen (Buch-) Handel präsent zu halten, als große Stückzahlen abzusetzen.

	Holderer	Goethebhdg.	Kl. Freiheit	Klatschmohn	Ferber´sche
Nr. 6/89	3				
Nr. 7/90	2	2	3		
Nr. 8/90	3	3	5	3	5
Nr. 9/90	1	3	7	2	9
Nr. 10/91*	3	5	9	4	15

* gelieferte Exemplare, sonst: verkaufte

Den wenig fruchtbaren Versuch, den *GegenStand* auch in anderen Buchhandlungen im weiteren Umkreis dauerhaft anzusiedeln, unternahm die Redaktion in verschiedenen Anläufen, zuletzt Anfang 1995 auf HIPPES Initiative hin. Obwohl dies ebensowenig einen großen Absatz bedeutete, erschien der *GegenStand* zeitweilig auch im Katalog von DLR – Destructive Literature for the Riot, einer auf Fanzines und Tonträger spezialisierten Versandbuchhandlung mit Sitz in Mainz.

In dem Bemühen, die finanzielle Situation der Zeitung zu verbessern, wurden mehrere Strategien ausprobiert. Weil der *GegenStand* in zusehends größeren Intervallen erschien, wollte man die Leser per Abo stärker an die Zeitung binden. Nach sporadischen Vorstößen mit einem Förderabo in Nr. 4/89 und entsprechenden Handzetteln, die u.a. der Nr. 9/90 beigelegt wurden, wurde das Abonnement in den Nrn. 13/94-15/95 und 17/96 kontinuierlich angeboten, doch die Zahl der Abonnenten war verschwindend gering und diese Praxis erübrigte sich bald. Später wurde auch die Mindestabnahme gegen Barzahlung innerhalb der Redaktion erwogen und mehr oder weniger erfolgreich realisiert.

Vor allem die Tatsache rief auf die Dauer Unmut hervor, daß einige wenige, nämlich die Ortsansässigen, die Arbeit erledigten, während das Gros mancher Redaktion entweder nur ihr einziges Belegexemplar abnahm (Einsender) oder die abgenommenen Stückzahlen nicht korrekt bezahlte (abgewanderte Mitglieder). Letzteres mag sich ideell durch eine weitere Verbreitung des *GegenStand* und durch anderweitige Aktivitäten wie Veranstaltungen von Lesungen oder das Knüpfen von Kontakten ausgeglichen haben, finanziell blieb es aber Teil eines Dilemmas, das nie passabel gelöst wurde und erheblich mit zur Einstellung der Zeitung beitrug. Daran konnten auch die unzähligen schönen Erinnerungen nichts ändern.

²⁶ Von Nr. 6/89 bis Nr. 10/91 lag der GSt in Marburg in den Buchhandlungen Roter Stern, Meister Floh und die Altstadtbuchhandlung sowie den Zeitschriftenläden Abel bzw. Ladwig aus, außerdem in den Geschäften Copy Corner Lingelgasse, Liebknecht und Subkutan sowie der Bäckerei Siebenkorn; desweiteren in Gießen in den Buchhandlungen Ferber, Goethebuchhandlung Richter, Holderer, Kleine Freiheit, und dem Antiquariat Die Buche sowie dem Bioladen Klatschmohn.

„Eines der schönsten Erlebnisse war die Aquarellmalaktion Stefan Schneiders. Kurze Erläuterung: Stefan malte ca. 600 kleine Aquarelle, und die wurden dann von Stefan, Iris Kraft und mir auf das Cover eines jeden Exemplars der Zeitschrift aufgeklebt, so daß jedes Titelbild etwas ganz eigenes hatte [Nr. 11/92]; oder der Tobsuchtsanfall des Druckers W. Otto, als dieser den Titel von Tina Haber drucken mußte, auf dem sehr, sehr viel schwarze Farbe aufgedruckt werden mußte; und an die Geschichten von Andreas Kliem.“²⁷

„Ich kannte keine anderen Literaturzirkel oder sowas. Im Nachhinein empfinde ich den Umgang mit den Texten als ernsthaft und ehrlich. Es wurde auf Geschwafel und Profilierung verzichtet. Und es waren viele gute Texte darunter. [...] – Ernsthafte Kritik und Arbeit an Texten, so sehe ich das jetzt.“²⁸

Zu diesem Buch

Das Ende des *GegenStand*s in seiner jahrelang gewohnten und geschätzten Form kam weder plötzlich noch überraschend. Vielmehr scheint das Projekt seine Lebensspanne durchlebt zu haben und quasi eines „natürlichen“ Todes gestorben zu sein. Es hieße, wichtige Umstände seiner Geschichte zu verkennen, wollte man darauf beharren, die Zeitung in der selben Weise weiterzuführen und gar wiederzubeleben. Die sie im wesentlichen betrieben, sind älter geworden, haben anderweitige Interessen und Verpflichtungen. Insofern kann auch ruhig zugegeben werden, wenn sich beim Blättern im vorliegenden Buch vielleicht so etwas wie Sentimentalität einstellt.

Wozu die ganze Mühe? Der *GegenStand* hat sich in einem schnellebigen Metier ein Jahrzehnt lang behauptet, und das, obwohl er zu keiner Zeit Hätschelkind einer einzelnen, starken Persönlichkeit, sondern immer Werk einer losen, heterogenen und obendrein eher finanzschwachen Gruppe war. Weder zu Zeiten seines Bestehens noch seither hat es im Marburger Raum eine ähnlich beständige literarische Zeitschrift gegeben. So scheint es nur geboten, diese Institution nicht sang- und klanglos untergehen zu lassen, sondern auf eine Weise zu würdigen, bevor sich alle Beteiligten verstreut haben und die Details sich nicht mehr rekonstruieren lassen. Als „Externe“ hat die Herausgeberin in vielen Fällen vom unermüdlichen Einsatz der Marburger Redaktionsmitglieder profitiert, ohne sich jemals erkenntlich zeigen zu können; diese nie thematisierte, aber immer empfundene Schuldigkeit soll hiermit etwas ausgeglichen werden. Und nicht zuletzt sollen auf diese Weise alle Namen noch einmal an einer Stelle versammelt werden.

Bei der Durchsicht der Hefte wurde schnell klar, daß einige AutorInnen den *GegenStand* durch größere Präsenz stärker geprägt haben als andere, so daß der Entschluß nahelag, den Querschnitt aus ihren Beiträgen zusammenzustellen. Zweifellos haben subjektive Gesichtspunkte bei der Auswahl eine Rolle gespielt; jemand anderes hätte eine andere Textauswahl getroffen.

Die Reihenfolge der AutorInnen spiegelt grob die Chronologie wider (vgl. auch Anhang B und C), die Textabfolge orientiert sich am jeweiligen Veröffentlichungsdatum, so daß der Textteil mit den AutorInnen des ersten Heftes bzw. jeder AutorInneneintrag mit den jeweils zuerst abgedruckten Beiträgen beginnt. Erstveröffentlichungen, die eigens für diese Anthologie eingereicht wurden und im *GegenStand* nicht abgedruckt sind, sind als solche gekennzeichnet. Maßgebendes Kriterium war immer, die jeweilige AutorIn über den gesamten Zeitraum und alle ausgeübten Genres hinweg repräsentativ darzustellen. Sicherlich

²⁷ M. Schmidt im Dezember 1998.

²⁸ Effing im Dezember 1998.

sind viele gute Beiträge nicht aufgenommen worden; bleibt zu hoffen, daß dennoch viele von den besten hier festgehalten sind.

Die Herausgeberin dankt den MitarbeiterInnen des Theaters GegenStand in der Waggonhalle und allen, die ihr durch persönliche Auskünfte beim Zusammentragen der Informationen behilflich waren. Besonderer Dank geht an Lorenz für seinen Unordner, an Stefan für umfangreiches Beweismaterial und an Willi für Adressenlisten, Dateien, Rede & Antwort. Ohne ihre geduldige Unterstützung wäre dieses Buch nicht zustande gekommen.

Garbsen, im Sommer 1999

C. H.